

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

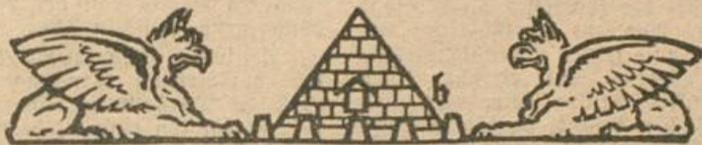
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

25.1.1931 (No. 4)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 4



25. Jan. 1931

Wilhelm Zentner / Achim von Arnim

Zur 100. Wiederkehr seines Todestages am 21. Januar 1831

Nur wenige Dichter deutscher Zunge haben die schicksalhafte Verwurzelung des Geistigen im nährenden Erdreich angestammten Volkstums und der diesem entfeimenden nationalen Ueberlieferung derart tief und lebhaft erfaßt und in ihren Schöpfungen zum alles befruchtenden Kerngedanken erhoben wie Achim von Arnim. Aus solcher grundlegender Erkenntnis erwuchs diesem Romantiker sein natürlicher Aufgabenkreis. Galt doch seine Dichtung einzig dem Vaterlande, und Arnims Sehnsucht kannte kein stolzeres Ziel, als ein Dichter seines Volkes zu heißen. Dabei dachte der geborene Preuße keineswegs nur an seine eigene Heimat, so fest er auch in ihr verhaftet war, und noch weniger an die Schar der Literaturbesseren; im Gegenteil, er zog seine Kreise weiter, um damit gebildet wie ungebildet, arm und reich, hoch wie nieder und mit ihnen das ganze Deutschland von Nord zu Süd zu umspannen. Arnim liebte sein Volk nicht allein um jener großen willen, die aus seinen Reihen zu überragender Bedeutung hervorgetreten waren, sondern in seiner Gesamtheit, die er in Annäherung an Fichtes politisches Glaubensbekenntnis als eine naturgegebene und unauslösbare Einheit empfand.

Ludwig Achim von Arnim war der Sproß eines alten udermännlichen Geschlechtes, das den preussischen Königen seit mehreren Menschenaltern Soldaten und Beamte geschenkt hatte. Wenn auch sein Vater, nachdem er zuerst Friedrich dem Großen als preussischer Gesandter in Dänemark gedient hatte, vorübergehend Direktor der königlichen Schauspiele gewesen war, so bricht sich ausgesprochen künstlerische Begabung doch erst mit dem am 26. Januar 1781 zu Berlin geborenen Achim Bahn. Seine erste Jugend überstrahlte noch der Abglanz der friderizianischen Zeit. Früh verwaisst, wurde er unter der Obhut seiner Großmutter erzogen, deren großzügiges Erziehungsideal hauptsächlich danach trachtete, dem Enkel neben der Bildung der Zeit auch eine weitgehende, durch zahlreiche Studienreisen geförderte Welt- und Lebenskenntnis zu vermitteln. Er sollte als ein echter Arnim sich zum preussischen Beamten mit dessen strenger Staatsauffassung und zum standesbewußten Bewirtschaftler seiner Familiengüter heranbilden.

Als Achim zu Ostern 1798 die heimische Universität Halle bezog, deutete noch nichts darauf, daß er diesem vorgefaßten Lebensplane untrennbar werden könne. Er beschäftigte sich, ohne ausgesprochene Neigung dafür zu spüren, mit der Jurisprudenz und Nationalökonomie. Interessentenlebendigeres Verhältnis fand er dagegen zur Experimentalphysik, so daß schon der achtzehnjährige eine gelehrte Abhandlung aus diesem Wissens- und Forschungsgebiete vorlegen konnte und in eine Diskussion über die galvanische Kette verwickelt wurde.

Arnims Dichterschiedel entschieden hat erst seine im Jahre 1800 erfolgte Uebersiedelung nach der Universität Göttingen. Die Literatur verdrängte nun allmählich die Physik. Die Ausstrahlungen der Weimarer Literaturbewegung trafen auch ihn. Goethe ward bei einem Besuche in Göttingen Mittelpunkt begeisterter

Eulidigungen der Studentenschaft. Aus dem nahen Jena kam im Sommer 1801, angelockt durch seinen Freund Winkelmann, Clemens Brentano herüber. Ein inniges Band der Zuneigung umschlingt bald die drei jungen Leute. Man schwärmt für Schiller, Goethe und Ludwig Tieck. Zugleich versenkt sich Arnim in die Schätze der älteren deutschen Literatur, die ihn in steigendem Maße anziehen und fesseln. Es drängt ihn, als Nachschaffender diese Reichthümer einer Gegenwart, deren Bewußtsein sie verloren scheinen, wieder neu zu schenken.

In Heidelberg, wohin Arnim im Jahre 1805 gemeinsam mit Brentano übersiedelt und wo sich, einig mit den Zielen der beiden Freunde, 1806 Joseph Görres zu ihnen gesellt, gewinnt dieser Gedanke mit der Veröffentlichung des ersten Bandes von „Des Knaben Wunderhorn“ Verwirklichung.

Noch sind die beiden weiteren Bände nicht heraus, als sich der politische Horizont zu unwohlfen beginnt. Arnim kehrt nach Göttingen zurück und verteilt, als die preussischen Soldaten ins Feld rücken, eines siegreichen Ausgangs des Krieges gewiß, seine in Flugblattform erschienenen „Kriegslieder“ unter die Truppen. Des Dichters frohe Zuversicht mußte natürlich die Unglücksstunde von Jena und Auerstädt mit ihrer ganzen niederschmetternden Wucht treffen. Er eilt nach Berlin, um dann des Königs und der verehrten Königin Luise Flucht über Prenzlau, Stettin und Danzig nach Königsberg zu teilen. Dem Pessimismus ist Arnim, der wiederholt die Hoffnung als sein größtes Talent bezeichnet hat, keineswegs verfallen. Im Gegenteil, er zählt zu den treibenden Kräften jenes Kreises, in dessen Schoße sich geistige Erneuerung und künftige Wiedererhebung verbreitete.

Da jedoch in Berlin die Napoleonische Zensur ihr engmaschiges Netz über alle derartigen Bestrebungen geworfen hatte, begab sich der Dichter zunächst nach Weimar, wo er den ihm gewogenen Goethe aufsuchte, und dann über Kassel, wo er in den Brüdern Jakob und Wilhelm Grimm Gesinnungsgenossen gewann, wieder nach Heidelberg, wo er die „Zeitung für Einsiedler“ herausgab und den zweiten und dritten Band des „Wunderhorns“ fertigstellte. Immer unentrinnbarer fühlte Arnim sich damals von der Schwester seines durch schwere Schicksalsschläge heimgegangenen Freundes Clemens, durch Bettina Brentano gefesselt. Diese still leimende Liebe, die 1811 zum Lebensbunde führte, sowie die wachsende Gewißheit, daß sich in Preußens Geschicken langsam die Wendung zum Besseren vollzöge, ließen dem immer selbständiger sich entfaltenden Dichtergenius die Schwingkraft zu großen Werken wie dem Doppelspiele „Halle und Jerusalem“ und dem Romane „Die Gräfin Dolores“.

Dann flammte die Erhebung wider Napoleon auf. Auch Arnim drängte es, in einer Zeit, da die Waffen das erste Wort hatten, die Feder mit dem Schwerte zu vertauschen. Allein sein Versuch, sich nach Aufhebung des Landsturms zur Landwehr überschreiben zu lassen, schlug fehl, und so konnte er dem Vaterlande nur dadurch dienen, daß er seine dramatischen Schöpfungen auf

eigene Kosten drucken ließ und den Erlös als Beisteuer zur Anschaffung von Geschützen bestimmte, an denen die Armee Mangel hatte.

Nach Beendigung des Freiheitskampfes teilte Arnim allerdings die Enttäuschung so vieler anderer Idealisten, die aus der Blutsaat des Krieges ein großes geeintes Vaterland emporkommen zu sehen gehofft hatten. Preußen jaß wieder fest im Sattel, allein Allddeutschland blieb auch jetzt ein Traum, dessen Erfüllung in weitergerückter, nebelverhüllter Ferne ruhte. Ueberdies bewegte sich die politische Entwicklung, die zusehends ins Kielwasser der Reaktion griet, in einer Kursrichtung, der unser Dichter die Gefolgschaft verlagern mußte. So kam nun der märkische Edelmann, seine im Blute gründende Reigung zum Agrarierturn voll zum Durchbruch: Arnim zog sich mit seiner Familie aus der Stadt zurück und widmete sich fortan der Bewirtschaftung seines durch die Kriegswirren arg mitgenommenen Gutes Wiewersdorf. Der Lebenskampf hatte ihm manche Wunde geschlagen und an seinen Nerven gezerrt: im Umgang mit der Natur, eingewiegt in ihren ewigen Kreislauf, suchte er Heilung, Beruhigung und Vergessen. Dadurch gewann Arnim jene großartige Kraft der Intuition, aus der dann seine größte Konzeption, der Roman „Die Kronenwächter“, die Erzählungen des „Landhauslebens“ und die schöne Rundung der späten Gedichte geflossen sind. Raslose Arbeit erfüllte des Dichters Dasein, und oft mußte der Poet dem Landwirt ein Opfer darbringen. Zugleich aber befestigte diese Beschäftigung mit Ackerbau, Viehzucht und Landwirtschaft Arnims dichterische Natur, die ihrerseits diese Dinge mit liebender Erfassung durchdrang. Wie sehr der Gutsherr von Wiewersdorf mit dem Lose, das ihm seine letzten Lebensjahre zuteil geworden hatten, ausgeöhnt war, bezeugt ein Bericht seines Freundes Görres, der schreibt: „Als Arnim beim vorletzten Oktoberfeste (1829) sich hier in München befand, da führte dieser Eifer und diese Teilnahme ihn allem entgegen, was irgend sie in Anspruch nehmen konnten: zu den Menschen und allem, was sie hervorgebracht und veranlaßt, geleitet und gezogen hatten, zu den preiswürdigen Rossen und Schafen und Kindern, zu Pflügen und Sämaschinen und zu jedem, was irgend fern oder nahe mit der Landwirtschaft in Verbindung stand, und keiner von allen den Tausenden, die zugegen waren, hat dem König Ludwig damals ein herzlicheres Lebehoch zugerufen, weil er so vieles in diesen Dingen besser als früher gefunden.“

Kein Wunder, wenn der Dichter, dessen wachsender Ruf ihn des Vertrauens der schriftstellernden Jugend genießen ließ, auch bei seinen ländlichen Standesgenossen beliebt und hochgeachtet war. Der Kreis jener, die seine Werke anerkannten, war allerdings nicht sonderlich zahlreich, und es mag ihn mitunter schmerzlich berührt haben, daß sein Mühen keine freudigere Würdigung fand. Die Heiterkeit seines Herzens vermochten indes solche Erfahrungen nicht zu trüben.

Das Schicksal hat diesen aufrechten und unablässig tätigen Mann vor einem langen Siechtum bewahrt: am 21. Januar 1831 verschied er in der Vollkraft seiner Jahre plötzlich auf Gut Wiewersdorf. Wenige Tage trennten ihn noch von der Schwelle der Fünfzig. Ein leichter, feinerlei Schatten vorausweisender Tod hatte ihn, wie er sich's gewünscht, überrascht und die Sehnsucht nach dem Unendlichen gestillt. Arnims sterbliche Reste aber bedeckte die allliebende Mutter Heimat, die märkische Erde. Groß war die Trauer seiner Familie und Freunde um ihn, denn über das Edeltum seines Wesens gab es nur eine Stimme. „Einen hohen, reichbegabten Geist, ein warmes, blühendes poetisches Gemüt, eine edle und treue Natur ohne Ranken und ohne Falch“, so nennt ihn Görres, und Eichendorff malt sein Bild mit verwandten Farben: „Männlich schön, von edlem, hohem Wuchse, freimütig, feurig und mild, wacker, zuverlässig und ehrenhaft in allem Wesen, treu zu den Freunden haltend, wo diese von allen verlassen, — war Arnim in der Tat, was andere durch mittelalterlichen Anspuch gern scheinen wollten: eine ritterliche Erscheinung im besten Sinne, die aber deshalb auch der Gegenwart immer etwas seltsam und fremd geblieben ist.“

Das Letztere gilt wohl in erster Linie von Arnims Dichtungen. Sein menschliches Wesen, das sich frei erhielt von jeder Art Romantik im persönlichen Leben, war in seiner Klarheit und Naturhaftigkeit ohne tiefere Widersprüche. Schwieriger, konfliktreicher aber gestaltet sich die Betrachtung seines Werkes.

Unsterblichkeit im deutschen Schrifttum hat Arnims Name, mit dem seines Freundes Brentano in eins verschlungen, vor allem durch „Des Knaben Wunderhorn“ erlangt. Diese Volksliederammlung, der die beiden Herausgeber in freier Verwertung alten Volksgutes deutlich das Gepräge eigenen Fühlens und Denkens eingesenkt hatten, bedeutet in Wahrheit eine literarische wie nationale Tat. Ward der Gegenwart ein Spiegel deutscher Art und Kunst darin vorgehalten, so ist diese Sammlung auch für die weitere Entwicklung der deutschen Lyrik von weittragendem Einfluß gewesen. Die Naturtöne, die hier erklangen, haben mit ihrer vorbildlichen Kraft und Echtheit auch die nachromantische Lyrik vor einem Ueberwuchern der Phrasie und Rhetorik bewahrt. Seine, und insbesondere Moerike, haben dem „Wunderhorn“ unendlich viel zu danken.

In seinem späteren lyrischen Schaffen, das, an dem Stimmungsreichtum der Brentanoschen Muse gemessen, allerdings auf eine bescheidenere Farben- und Tonpalette beschränkt bleibt, eignet Arnim mitunter die gesammelte Kraft einer Intuition, deren ruhigem, von lechter romantischer Unruhe entschladtem Schauen alle äußere Erscheinungswelt zum Gleichnis inneren Lebens wird. Es entstehen dann zuweilen Verse, wie sie in solcher stillen Schöne des Gefühls und schlichten Rundung der Form nur eine letzte Reife vom Zweige zu pflücken vermag. Man muß diese echten Blüten freilich aus einer Masse wildgewachsener Schöpfung sorgsam herauslesen, denn Arnim ließ, nach einem Worte Brentanos, seine Poesie „allzu sehr wachsen wie Wildfleisch“.

Dem Theater widmete der Dichter rege Aufmerksamkeit. Auch auf diesem Felde zeigte er sich bemüht, verschollene Werte aus dem Schutt der Vergangenheit zu neuem Leben ans Licht zu fördern. So sorgte er für Renaissancen aus der älteren englischen Dramenliteratur, vor allem des von Wilhelm Müller überlegten „Doktor Faustus“ von Marlowe, erneuerte einige von Jakob Meyers Fastnachtsschwänken und warb für das Trauerspiel „Gardenio und Gelinde“ von Andreas Gryphius. Anregungen von hier flossen auch in sein eigenes Schaffen über, das jedoch mit wenigen Ausnahmen nach romantischem Brauch kaum die ernsthafte Absicht erkennen ließ, der Theaterpraxis zu dienen. Vor allem in dem zweiteiligen Trauerspiele „Hülle und Jerusaleum“ scheint der Autor die dramatische Form lediglich als Verwand zu benutzen, um in monologischer und dialogischer Gestaltung ein Abbild von der Vielfalt des Lebens und dem ewigen Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit zu entwerfen.

Arnims unmittelbare Begabung lag wohl in den Bereichen der erzählenden Dichtung. Sein ausgesprochener Sinn für plastische Darstellung, seine Reigung zu scharf realistischer Erfassung hat ihn eine Reihe von Novellen schaffen lassen, die, wie „Isabella von Ägypten“, „Fürst Ganzgott und Sänger Volksgott“, „Die Majoratsherren“ und, als Krone seiner erzählenden Dichtung, „Der tolle Zwalbe auf dem Fort Ratouneau“, in die Schatzkammern deutscher Meistersagen eingegangen sind.

Die in diesen Stücken geoffenbarten Erzählertugenden verleugnet sich auch nicht in Arnims Romanen. Seine erste Schöpfung dieser Art, der Zeitroman „Armut, Reichum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores“ (1810), der deutlich die Gefolgschaft des Goetheischen „Wilhelm Meister“ verrät, entbehrt zwar der Einheit und Geschlossenheit, weil der Verfasser den Einbruch einer hemmungslos überwuchernden, mit der Haupthandlung nur lose zusammenhängenden, weit abweichenden Episodil und die Ueberflutung durch literarische Satire nicht einzudämmen vermochte, enthält aber trotzdem eine Fülle auch heute noch lebenswertiger Partien und lebendig geschilderter Gestalten. Die größte dichterische Konzeption, die Arnim plante, sollte leider Fragment bleiben. Von dem großen Romanwerk „Die Kronenwächter“ liegt lediglich der erste Teil (1817) vor. Durch sein leidenschaftliches Studium der mittelalterlichen Geschichte und Literatur hatte sich der Dichter mit der Verjüngungssinnigkeit tiefer Liebe in den Geist dieser Zeit eingelebt, um ihn in seinem Werke wieder aufleben zu lassen. Auch hier kann man die mangelnde Geschlossenheit in der formalen Anlage, das Auseinanderbrechen der Handlung, die nicht durchwegs gelungene Mischung von Realismus und Phantastik vom gestalterischen Standpunkte aus bemängeln, darf aber andererseits auch nicht vergessen, mit welcher Lebendigkeit, Farben- und Gestaltensfülle die mittelalterliche Welt sich unseren Blicken entbreitet. Gerade in dieser Ueberfülle des Stoffes, dessen geringe Bändigung schon Goethe im Wilde eines unbereiften Rosses, wo's „auf allen Seiten herankläuft“, tadelte, liegt doch auch wieder ein geheimer Reiz des Romans, dem man sich schwer entziehen kann. Im allgemeinen kann man sagen, daß unserem Dichter vergönnt gewesen ist, in Einzelheiten den Fußschlag des Lebens mit größter Deutlichkeit abzulesen, wie dies später nur wenigen großen Realisten in unserer Literatur geclückt ist, das Leben aber in seiner Gesamtheit zu erfassen — und mit dieser Erkenntnis rührte schon Heinrich Heine an die tiefste Schaffenstragik des Künstlers Arnim — sollte ihm indes versagt bleiben.

Allein nicht zum mindesten um solcher Tragik willen lieben wir den Dichter, weil sie nichts an seinem großen Wollen zu mindern vermochte. Dies Wollen lag vor allem auf ethischem Gebiet. Schon Eichendorff hat das sittliche Element als die treibende Kraft in Arnims Schaffen erkannt. Sein reinstes Ethos war der unerschütterliche Glaube an Deutschland, an Deutschlands Zukunft, die „einst alle Deutschen zu einem großen, friedlichen, gemeinsamen Leben vereinigen wird“. Solcher Glaube an die Zukunft kann sich jedoch nur gründen auf einer tiefwurzelnden Liebe zur Vergangenheit, denn „nur Völker, die sich selbst nicht achten, können verächtlich mit den Gebeinen ihrer Voreltern verfahren“. Denn „was da lebt und wird und worin das Leben haftet, das ist doch weder von heute noch von gestern, es war und wird sein, verlieren kann es sich nie“. Das Gute ist ewig, mag es auch entfallen für einige Zeit. Ist solches aber der Fall, so kann die Befundung und Erhaltung der Nation nur sich vollziehen in einer Wiedererstarkung der Sitte. Diese aber haftet in einem reinen, treu bewahrten und deshalb stets neuen, fruchtbringenden Leben sich verjüngenden Volkstum. Erkenntnis der

eigenen Art ist not, wenn das Vaterland gedeihen soll. Nur auf solchem Fundament türmt sich sein Bau in höchste Höhen. Und deutsches Volkstum, die Kernkraft aller sittlichen wie staatlichen Entwicklung, pflanzte Achim von Arnim, wenn er den verschollenen Klang der alten Lieder wieder zu neuen Tönen auferweckte, wenn er Sagen und Geschichten der Vorzeit seiner Gegenwart wieder lebendig machte. So zeigte er dem deutschen Volke, das er liebte mit der ganzen edlen Blut seines Herzens, den ganzen reichen Besitz, das Geisteserbe von Jahrhunderten, damit sich an solcher Fülle die erstarrte Gegenwart wieder erwärme und ihr Herz freundiger und vertrauensvoller wieder entgegenschlage dem emporeisenden Gedanken Vaterland. In der dauernden Befruchtung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schließt sich der ewige Stromkreis der Entwicklung; nichts Großes, nichts

Erhabenes, aber auch kein Sandkorn eigenen Wesens kann in ihm verloren gehen, wenn wir bereit sind, es in uns zu erhalten und erhaltend zu erneuern. Aus solchen Gedanken wuchs Achim von Arnim die freudige Kraft seines Hoffens, der Mut des Schaffens zu. Nur wenige in seiner Zeit haben seine Stimme gehört und ihm für die Gaben, die seine Hand ausspendete, gedankt. Soll seine Stimme, die mächtig ans Herz der Welt zu rufen trachtete, auch heute, da sich in mehr als einem Punkte die Lage von ehemals zu wiederholen scheint, nur tauben Ohren und stumpfen Herzen predigen? Ist es uns wirklich ernst, einen Achim von Arnim nach Gebühr zu ehren, so können wir das Gedächtnis dieses Edlen nicht gelobnisreicher, seinem eigenen Wesen entsprechender erneuern als durch unser Wollen, durch die Besinnung, durch die Tat.

Das Leibregiment „Großherzog“ im Kriege gegen Preußen 1806/07

Aus den Aufzeichnungen des damaligen Second-Lieutenant Carl von Zech

Mitgeteilt von Rolf Ley in Kassel

I.

„Sie sind doch badischer Leibgrenadier gewesen?“ fragte mich kürzlich eine Bekannte. „Dann wird Sie vielleicht das interessieren!“ Und mit diesen Worten gab sie mir ein Päckchen vergilbter Papiere. Neugierig öffnete ich es. „Tagebuch vom 4. October 1806, als dem Tage des Ausmarsches aus der Garnison Karlsruhe, an,“ das stand auf der ersten Seite. Und den ganzen Abend und die halbe Nacht sah ich über die Blätter gebeugt, und aus ihren verblichenen Schriftzeichen, die ich oft nur mit Hilfe der Lupe und der Karte entziffern konnte, formte sich langsam ein lebensfrisches Bild jener Tage vor über 120 Jahren, in dem zum ersten Male ein Großherzoglich Badisches Leibregiment vor dem Feinde gestanden hatte.

Als im Herbst 1806 das neuorganisierte Großherzogtum Baden seine Truppen als Mitglied des Rheinbundes vertragsgemäß dem Franzosenkaiser für den Krieg gegen Preußen zur Verfügung stellen mußte, rückte mit der ersten Staffel auch das Leib-Infanterie-Regiment Großherzog, 2 Bataillone zu je 4 Compagnien insgesamt etwa 1100 Mann stark, ins Feld. Der Sec.-Lt. v. Zech war als Adjutant des II. Batts. meist als Quartiermacher voraus. Trotz dieser angepannten Tätigkeit fand er aber immer noch Zeit, abends seine Erlebnisse dem Tagebuch oder den Briefen an seine Eltern in Stuttgart anzuvertrauen.

„Den 4. October, morgens 6 Uhr, wurde das Regiment auf den Paradeplatz geführt, die Fahnen dafelbst geholt und in Parade vor Sr. Hoheit, dem Herrn Markgraf Louis, vorbeidestilliert. Die Direction des Marsches war nach Mergentheim, dem für das Corps bestimmten Versammlungsort. In dem badischen Landstädtchen Bretten wurde mittags ein Divouaque rastrafiziert und in Eppingen über Nacht einquartiert.“ 2 Tage später vereinigte sich die Badener, die Leibgrenadier-Garde, die Infanterieregimenter Großherzog, Erbgroßherzog (das spätere Leibgrenadier-Regt.) und Markgraf Louis, das Infanteriedetachement und eine Batterie unter dem Kommando des Generalmajors v. Cloßmann bei Mergentheim. Am 10. wurde Würzburg erreicht. Hier hörte man zum erstenmal etwas vom Feinde. Preussische Patrouillen sollten bis in die Nähe der Stadt vorgestoßen sein. Das Regiment erhielt daher Befehl, einen verschanzten Brückenkopf für die bei Schwarzach geschlagene Mainbrücke anzulegen. Bis zum 17. lag die Truppe dort, aber der erwartete Gegner kam nicht, dagegen „täglich Trupps von 10 bis 20 preussischen Deserteurs, die französische Dienste nehmen wollten.“ Die Moral der aus aller Herren Länder zusammengewürfelten preussischen Soldner war dem von glühender Vaterlandsliebe getragenen französischen Volksheer nicht im mindesten gewachsen. Als nun gar am 14. October das preussische Hauptheer bei Jena und Auerstädt vernichtend geschlagen war, war auch die Gefahr einer Ueberrumpelung Würzburgs beseitigt, und der Marsch wurde fortgesetzt. Am 20. stand das Detachement in Gegend Bamberg. „Dort kamen sehr viele preussische Kriegsgefangene und Deserteurs an, die nach der Schlacht bei Auerstädt eingegangen waren.“ Hinter Hof wurde das Gebiet erreicht, über das gerade die Kriegsfurie dahingebraust war. Die Quartiere waren mal glänzend, mal jämmerlich. „Am 25. war ich bey Kammerherr v. Ploto zu Betwitz einquartiert. Er hat ein süperbes Palais und tractierte alle unsere Officiers fürstlich. Wir speisten in Gesellschaft seiner reizenden Nieceen, die vor dem Kriegsgreuel zu ihm geflüchtet waren. Heute ist erbärmlich. Ich liege in einem völlig geplünderten Taggaut auf Stroh und habe nichts zu essen.“ Was sie von Sachsen sahen, gefiel den Süddeutschen gar nicht. „Man spricht so viel von dem aufgeklärten Sachsen, aber nirgends habe ich so viele Dummheit und so schlechte Einrichtungen getroffen, wie hier.“ Noch mehr staunten sie, als sie am 1. November bei Torgau preussisches Gebiet erreichten. „Preußen ist, was ich davon gesehen habe, ein erbärmliches Land. Nichts als unabsehbare Sandwüsten, wo man oft nur eine halbe Stunde weit mal einen Weidenbaum antrifft. Die Wege kaum vom Ackerfeld zu unterscheiden. Der tiefe Sand ist zum Marschieren schrecklich ermüdend, wo kein Sand ist, sind Sümpfe. Kästelhaft, wovon die Leute nur leben!“ In Linden-

walde verließen „die Officiers, die zu den in Garnison stehenden Truppen transferiert waren, das Regiment und gingen ins Vaterland zurück.“ In „forcierten Marschen, zu 13 bis 14 Stunden täglich“ sollte es von da aus zur Belagerung von Küstrin gehen.

Aber der allgemeinen Kopflosigkeit, die nach der großen Niederlage fast alle preussischen Kommandanten wie eine Seuche erfaßt hatte, war auch Küstrin zum Opfer gefallen. Am wenigsten hatte das der Feind selber erwartet. „Es ist ganz unbegreiflich, wie sich die preussischen Festungen übergeben haben. Küstrin ist einer der besten Plätze, die es gibt. Die Werke sind alle in ausgezeichnetem Zustand, sehr gut gemauert und durchgehend mit vortrefflichen Kasematten versehen. Die Festung ist ganz mit fließendem Wasser umgeben, auf der einen Seite von der Oder, auf der anderen von der Warthe. 4000 Mann Garnison, mit Artillerie, Munition und Proviant auf ein Jahr versehen, haben diese noch nie eroberte Festung an 200 französische Tirailleurs übergeben, die keine Püde bey sich hatten und nur einmal vor dem Wall aufmarschiert waren.“ Am 7. November abends rückte das Regiment ein. Napoleon wurde erwartet und die Schloßkirche als Pferdestall für den kaiserlichen Stab eingerichtet. Wilde Gerüchte über die zukünftige Verwendung liefen in der Truppe um. „Wir sollen mit der kaiserlichen Garde marschieren, soviel man weiß, nach Warschau. Ich werde mir noch einige warme Kleidungsstücke machen lassen, in Pohlen werden wir keine übrige Hitze haben.“ Pohlen blieb den Badenern nun freilich erspart, aber auch aus der erhofften Ruhepause wurde nichts. Schon 2 Tage später wurden sie nach Norden auf Stettin abgedreht. In 3 Tagen war das neue Ziel erreicht. Am 12. war das Regiment morgens um 6 von Schwedt aufgebrochen und marschierte bis 8 Uhr abends durch, über 50 Kilometer. Bei dem damaligen schweren Gepäck und den vom Herbstregen aufgeweichten Wegen eine erhebliche Leistung. Sofort nach Ankunft in Stettin übernahm das Regiment noch in der Nacht die Befestigung der Forts Preußen, Wilhelm und Leopold. Eine Woche Ruhe war recht nötig. Der Winter stand vor der Tür, noch besaßen die Soldaten keine Mäntel. „Am 20. erhielt das Regiment aus preussischen Magazinen Tuch zu Mänteln für die Leute, ich erhielt den Auftrag, die Mäntel anfertigen zu lassen. Am 21. erhielten wir Ergänzungsmansschaften aus Karlsruhe, am 26. löste Oberstl. v. Stodhorn mit 2 Comp. auf Fort Damm ab.“

Trotz der schweren Kriegsläufe war das gesellige Leben in Stettin nicht ganz erloschen. „Stettin ist eine große und ziemlich begüterte Stadt. Der Seehafen an der Oder trägt dreimäßige Schiffe, die bey günstigem Winde in 6 Tagen bis St. Petersburg gehen. Das Theater ist schlecht gebaut, hat aber eine ganz artige Truppe und ein gutes, meist aus Liebhabern bestehendes Orchester. Die drei Ressourcen, eine der Kaufleute bey Neuentinow, die Postressource und eine Dritte der Postressource gegenüber werden lebhaft besucht. Die Harmonie ist schlecht, man findet dort nur gemeine Leute. Das zu Damm liegende Officiers-Corps gab einen Ball wegen des Namenstags unseres Souverains, wozu der benachbarte Adel eingeladen wurde.“ Nur mit zusammengebißenen Zähnen werden die pommerischen Junker dieser „Einladung“ gefolgt sein, aber es wäre nutzlos gewesen, sich diesem Wunsche zu widersetzen! Nun erhielt die Truppe auch die ersten Nachrichten aus der Heimat. „Obgleich die Briefe innerhalb von 12 bis 14 Tagen angekommen seyn müßten“, erhielt Lt. v. Zech erst am 14. Dezember ein Schreiben vom 25. October aus Stuttgart. Uebel stand es auch mit dem Gelde. „Nach damals hatte Preußen unter einer Inflation zu leiden. Mit dem preussischen Gelde hat man seine liebe Noth, es ist schlecht, und eine tolle Rechnung gegen das unfrige. Ein 24 Groschenstück macht 5 Groschen und 7 Pfennige. Kost und Logis dürfen wir natürlich nicht bezahlen, aber sonst bezahle ich alles, was ich brauche. Nicht um einen Heller zuviel habe ich requiriert und werde es auch nicht thun, wenn mich nicht die äußerste Noth dazu zwingt.“

Wie ein Keil stieß Stettin in noch vom Geaner besetztes Gebiet vor. Im Westen Stralsund, im Osten Kolberg und Danzig

bildeten den festen Rückhalt wagemutiger preussischer Abteilungen. Am 8. Dezember wurde ein Detachement unter Capitain Asbrand in Gülzow durch den preussischen Parteigänger Lt. v. Schill überfallen. 2 Unterofficiere, 1 Tambour, 1 Schütz und 15 Gemeine verloren wir an Gefangenen. Am 19. wurde eine Husarenpatrouille von preussischer Cavallerie attackiert. Ein Husar erlitt 17 Wunden, die Preußen ließen ihn für tot liegen. Der Förster Feuerbach aber, der des Wegs zu fahren kam, nahm ihn auf, verband ihn und brachte ihn nach Damm. Am 8. Januar wurde ein Commando des Lt. Hug von Mohrin bis hierher verfolgt. Am 31. 1. mit Oberstk. v. Stockhorn, 80 Mann und 10 französischen Dragonern nach Klein-Küstrinchen, wo ein Artillerie-Transport von den Preußen ruiniert war. Dort suchten wir, so viel wie möglich von dem Transport zu retten. Die Canonen wurden alle aus dem See gezogen, die Kugeln auch meist gerettet. Das war nur ein kleiner Teil der täglichen Plänkelleien, die die Truppe zwar mit ihrem Handwerk vertrant machten, aber auch Opfer und Anstrengungen kosteten, ohne greifbare Erfolge zu zeitigen. Daß das französische Obercommando diese Kampfhandlungen gewürdigt hätte, kam natürlich erst recht nicht in Frage.

So wurde der Marschbefehl, im Verbands des 10. Armeekorps zur Belagerung von Danzig aufzubereiten, mit Freuden aufgenommen. Am 4. Februar verließ das Regiment Damm. Zunächst ging es nach Stargard in Pommern. Am 8. wurde die Truppe bei Dülow durch den Divisionskommandeur, General

Menard „en Revue revidiert“. Dann marschierte man weiter nach Osten. Eilig setzte der Schneesturm von der See her über die pommersche Ebene, 10, 12, 14 Stunden täglich mußte die Truppe marschieren, und kam sie ins Quartier, so hatte die vor ihr befindliche polnische Nordlegion schon Haus und Hof restlos ausgeplündert. „Bei Krangen ritt ich über einen zugefrorenen Sumpf, brach ein, kam aber glücklich mit dem Pferde wieder heraus. Bei einer Canone brach ebenfalls das Eis, sie wurde gerettet, 2 Pferde aber ertranken. Die Division marschierte vor Krangen auf, um zu bivouaquieren, als die 1. Brigade Ordre erhielt, noch 5 Stunden weiter bis Neustettin zu marschieren. Wir kamen daselbst nachts 11 Uhr an, nachdem wir viele Leute, die vor Mattigkeit nicht mehr weiterkonnten, auf dem Wege hatten liegen lassen. 200 Mann bivouaquierten auf dem Markt. Wir kamen ins Amt, das aber natürlich wieder von den Polen ausgeplündert war.“ Am 18. standen die badischen Regimenter vor Preussisch-Stargard. „In der Nacht wurden wir von einer preussischen Colonne überfallen. Es entstand ein allgemeiner Tumult, und der Feind drang in die Straßen ein. Nach 2 stündigem heftigem Feuer wurde er aber zurückgeworfen und verlor über 90 Gefangene. Auch am 21. wurden die Vorposten des 1. Batts. vom Feinde zurückgeworfen. Das Batt. formierte sich aber schnell und avancierte mit Erfolg. Der Feind setzte bei Anfang der Retirade seine Infanterie auf mitgebrachte Schlitten und retirierte so durch den Wald.“

(Schluß folgt.)

Lili Blum - Martini / Der Brückenheilige

(Schluß.)

Eifrig richtete Ann den Teetisch in ihrem Stübchen. Nachher, wenn Marliese bei Vater fertig war mit Einordnen und Kathalogisieren, kam sie auf eine Stunde herüber. Warm hatte sich Ann Vaters letzter Assistentin, der wunder schönen braunen Marliese angeschlossen. Nicht zu tändelnder Mädchenfreundschaft, das lag Ann nicht, sondern zu ernster Interessengemeinschaft. Ann sah zu der Aelteren auf, wollte lernen von ihr. Ueberhaupt stand Anns Leben ganz im Zeichen des Lernens. In einem halben Jahr wollte sie am Ziel sein: Vaters Assistentin. Marliese baute dann ihren Doktor, sie brauchte also die Freundin nicht zu vertreiben. Dann endlich konnte sie ganz mit dem Vater, für ihn leben. Ein Glücksrausch ergriff sie beim Drandenken.

Sie verlor in Träumen und merkte nicht, wie die Zeit ver-rann. Wohllich fuhr sie auf: lang dauerte das heute, bis Marliese kam! Sie beschloß, ganz leise einmal nachzusehen. Vor Vaters Zimmer lauschte sie ein wenig. Still war's drinnen. Vorsichtig drückte sie die Klinke herunter: ja nicht hören!

Einen Blick nur warf sie ins Zimmer, dann schloß sie die Tür instinktiv leise wieder. Erstarrt stand sie lange Zeit, bis sie sich endlich in ihr Zimmerchen zurückschleppte. Stöhnend warf sie sich zu Boden, nicht fähig, einen Gedanken zu fassen. Nur sehen mußte sie, auch mit geschlossenen Augen sehen, was sich glühend in ihr Gehirn gebrannt hatte: Marlieses schönen Kopf, von Vaters Hand über die Stuhllehne zurückgebeugt; Vaters Mund auf dem ihren, als ob sie sich nie wieder voneinander lösen wollten.

Ann biß sich in den Arm, daß es blutete. Das Bild wich nicht. Draußen nahen Schritte, da fuhr sie hoch und drehte den Schlüssel um: nur jetzt niemanden sehen! Niemand klopfte. Dann kam Marlieses weiche Stimme durch die Tür:

„München?“

„Heuchlerin!“ dachte Ann und gab keinen Ton von sich. Nach einer Weile entfernte sich die andere, und Ann hörte, wie die Wohnmagd zurückkam. Sie schleifte sich zum Fenster und wartete auf die schlafende Gestalt. Die liebte der Vater. Mit glühenden Blicken starrte Ann ihr nach.

Dann überfiel sie rasende Erkenntnis: Sie neidete der anderen des Vaters Liebe. Nicht um der Mutter willen, nicht als Tochter. Als selber liebende Frau.

„Du liebst ja deinen Vater.“ Klang's irgendwo her.

„Ja!“ Ein Jauchzen wollte aufsteigen in ihr. Sie liebte ihn, sie selber, ersehnte seine Küsse, seine bedrängende Hand.

„Vater!“ Wie eine Riesenkraft preßte dies Wort ihr Herz zusammen, ließ alles kalt werden und starr. Gleich einem Silberreigen zog ihr Leben vorbei, doch die geschärften Sinne zeigten hinter die Bilder. Vater hieß ihr Leben, immer nur Vater! Nun war eben alles aus, tot, fertig. Was sollte sie noch nach dieser Erkenntnis? Es konnte nur noch eine Frage geben; wie das Ende, um schnell aus all der Dual herauszukommen.

Ganz kalt überlegte sie. Als Sauberstes blieb immer das Erschießen. Zwar hatte sie keine Pistole, doch die war schnell gekauft. Nur keinen Aufschub mehr. Das Gefühl absoluter Sinnlosigkeit war schlimmer als Tod.

Sie machte sich fertig und verließ das Haus, ohne das Endgültige ihres Willens auch nur mit einem Gedanken zu streifen.

Das Leben war Dual geworden und aus der Dual wollte sie heraus.

Zum erstenmal seit Jahren ging sie über die Brücke, ohne dem Steinmännchen einen Blick zu gönnen. Im Waffenladen kaufte sie mit heiterem Gesicht die Pistole als „Geschenk für den Vater“.

Sie ging durch die Straßen und zwang sich, nicht mehr zu denken, doch konnte sie ihr Gehirn nicht hindern, gewohnte Arbeit zu tun. Nur abreißen konnte sie jeden Gedankenfaden, oder auf Gleichgültiges zwingen. Aber was half es! Ein Wort, ein Begriff pfeifte immer wieder dazwischen und schüttelte sie in Verzweiflung! Schnell, schnell zum Ende kommen! Ueber die Brücke wollte sie zurück und auf der andern Seite zum Wald hinauf. Einsamer wars dort als auf der Schlossseite.

Letzte Abendsonne lag auf der Brücke und traf wärmend des Heiligen Gesicht. Ueber allem Menschentreiben trug er sein Lächeln. Ein Etwas zwang Ann aufzuschauen, um den alten Freund noch einmal zu arbeits. Die Sonne zauberte geheimnisvolles Leben in seine Züge, sie gab den Augen Schan und dem lächelnden Mund beschwörende Kraft.

Ann mußte stehen bleiben. Lange Zeit. Ein Erschauern aus den tiefsten Tiefen allen Wesens überflutete sie. Das Ewigkeitslächeln ihres alten Veriranten formte sich zu Worten, die ihr ausgewähltes Herz trank. Die Umwelt verank. Ann stand auf der Schwelle dieses Lebens, bereit es fortzuwerfen, und aus jenem feigigen Dunkel wechte des Heiligen Stimme herüber.

„Ann, dumme kleine Ann! Wenn du durchaus übers Gelande springen willst, so komm! Aber warum willst du es tun? So kurz ist der Weg über die Lebensbrücke, so voll Sonne lag er dir bisher. Nun fällt ein Schatten darüber und du willst ausbrechen? Schäm dich doch, Ann! Was ist dir denn überhaupt so Entsetzliches geschehen? Du hast ein Gefühl in dir erkannt, das du für falsch hältst. Kleine Ann, es gibt kein falsches Gefühl. Gefühl ist immer berechtigt. Nur, wie es sich auswirkt, darauf kommt's an. Willst du Leid schaffen, weil ein Gefühl dich leiden läßt? Geh weiter, kleine Ann, und ertrag es. Morgen schon zeigt alles ein ander Gesicht.“

Ann lauschte der Stimme. Ihr Herz weinte:

„Ich kann nicht, kann nicht.“

Doch ganz allmählich säuselte sich der Sturm in ihrem Innern, und das „ich kann nicht“ wandelte sich zu einem „du mußt können“.

Unerwartet hastete Anns Auge auf dem lächelnden Freund. Manches erstaunter Blick streifte die reglose Mädchen-gestalt. Sie merkte es nicht. Längst wob die Dämmerung graue Schleiern. Ann sah noch immer ein Leuchten.

Und aus bitterer Not geboren, erwuchs dem jungen Geschöpf reife Erkenntnis: Es gibt nichts in der Welt, über das aller-letzte Weisheit nicht ein gütiges Lächeln breiten könnte.

Fast unbewußt glitt ihre Hand in die Tasche — eine schieue Bewegung zum Brückengeländer — ein leichtes Aufklappen im Wasser unten — Gleichmütig zogen die Wellen ihren Weg.

Aufrecht und ernst wandte Ann sich endlich zum Gehen, und wie ein Hauch nur kam es von ihren Lippen:

„Ich danke dir, Heiliger!“